

Dino Buzzati: Eine Weihnachtsgeschichte.

„Gott schien sich immer rarer zu machen, und wer ein wenig von ihm besaß, wollte es nicht abtreten (aber sobald er nein sagte, verschwand gleichzeitig Gott und entfernte sich immer weiter).“ Vor 1960.

*

Dino Buzzati, 1906 in San Pellegrino geboren, 1972 in Mailand gestorben, er wurde 66 Jahre alt. Nach Jurastudium und Offiziersschule arbeitete er als Autor, Maler, Zeichner, Bühnenbildner und war viele Jahre Redakteur des ‚Corriere della Sera‘. Die folgende Kurzgeschichte entdeckten wir in den ‚Weihnachtserzählungen des 20. Jahrhunderts‘, einer Ausgabe des Insel-Verlags, herausgegeben von Gottfried Natalis, Frankfurt a. M. und Leipzig, 2003. In der Fassung umfangreicher und in der Poetik der Übersetzung von Ernst Pepping vielleicht auch etwas ansprechender ist sie ebenfalls zu finden in ‚Sieben Erzählungen‘, erschienen im Worpssweder Verlag, 1985:

Dino Buzatti: Sieben Erzählungen.

„Aus Freude an der italienischen Sprache und dem Stil Buzzatis übersetzte Ernst Pepping 1961 die vorliegende Auswahl. Eine Arbeit, die nicht zur Veröffentlichung gedacht war, die es aber verdient, gelesen zu werden, um der Faszination der Geschichten und um der gelungenen Übersetzungen willen.“ (Andrea Rückert.) Worpssweder Verlag, 1985.

*

Dino Buzzati.

Eine Weihnachtsgeschichte.

Übersetzung von Ernst Pepping.

Düster und spitzbödig der alte bischöfliche Palast, salpeterdurchtränkt die Mauern. Dort zu weilen ist in den Winternächten eine Strafe. Die anliegende Kathedrale ist ungeheuer groß, ein Leben genügt nicht, sie völlig kennenzulernen, und sie besteht aus einem solchen Knäuel von Kapellen und Sakristeien, daß selbst nach Jahrhunderten der Benutzung einige von ihnen fast unbemerkt geblieben sind. Was tut am Weihnachtsabend – so fragte man sich – der abgezehrte Erzbischof so ganz allein, während die Stadt das Fest begeht? Wie kann er sich der Melancholie erwehren? Alle haben einen Trost: Der Knabe hat den Zug und den Hampelmann, das Schwesterchen hat die Puppe, die Mutter hat die Kinder um sich, der Kranke eine neue Hoffnung, der alte Junggeselle die Gesellschaft des Freundes, der Gefangene die Stimme eines anderen aus der benachbarten Zelle. Don Valentino, der pflichteifrige Sekretär des Erzbischofs, lächelte, wenn er die Leute so sprechen hörte. Der Erzbischof hat am Weihnachtsabend

Gott. Kniend, mutterseelenallein inmitten der kalten, leeren Kirche, auf den ersten Blick könnte es einem leid tun, aber wenn man wüßte! Er ist nicht allein, ihm ist auch nicht kalt und er fühlt sich nicht verlassen. Gott ist, für den Erzbischof, am Heiligenabend über alle Ufer getreten, die Kirchenschiffe sind von ihm buchstäblich überschwemmt, so sehr, daß die Türen Mühe haben, ihn eingeschlossen zu halten, und wenn auch Öfen fehlen, ist es doch so warm, daß die weißen Nattern in den Särgen der historischen Äbte erwachen, durch die Luftlöcher der Kellergeschosse hochsteigen und von den Balustraden der Beichtstühle freundlich den Kopf vorstrecken.

So an diesem Abend der Dom, überströmend von Gott. Und obwohl er wußte, daß es ihm nicht zustand, hielt sich Don Valentino besonders gern damit auf, das Betpult herzurichten. Wie hätten sich damit Weihnachtsbaum, Truthahn und Champagner vergleichen können. Das tat er auch an diesem Weihnachtsabend, als er, mit solchen Gedanken beschäftigt, an ein Portal des Domes klopfen hörte. „Wer klopft an den Türen des Domes“, fragte sich Don Valentino, „am Heiligabend? Haben sie noch nicht genug gebetet? Von welcher Ungeduld sind sie besessen?“ Und so mit sich sprechend, ging er, um zu öffnen, und mit einem Windstoß trat ein armer, in Lumpen gehüllter Mann ein. „Welche Überfülle von Gott!“ rief der sich umschauend aus. „Wie schön! Man fühlt ihn sogar von draußen. Monsignore, könnten Sie mir nicht ein wenig von ihm abtreten? Bedenken Sie, es ist Weihnachtsabend.“

„Er gehört seiner Exzellenz, dem Erzbischof“, antwortete der Geistliche. „Er braucht ihn in einigen Stunden. Seine Exzellenz führt bereits das Leben eines Heiligen. Ihr dürft wirklich nicht erwarten, daß er jetzt auch noch auf Gott verzichtet. Und außerdem bin ich nie Monsignore gewesen.“

„Nicht einmal ganz wenig, Reverendo? So viel von ihm gibt es hier! Seine Exzellenz würde es nicht einmal merken!“

„Ich habe Nein gesagt ... Du kannst gehen ... Der Dom ist für das Publikum geschlossen“, verabschiedete er den Armen mit einem Fünf-Lire-Schein.

Aber als der Unglückliche den Dom verließ, verschwand gleichzeitig auch Gott. Bestürzt schaute Don Valentino umher, richtete den Blick hinauf zu den finsternen Gewölben: Nicht einmal dort oben war Gott. Die ganze großartige Zurschaustellung von Säulen, Altären, Katafalken, Armleuchtern, Wanddrapierungen, sonst so geheimnisvoll und mächtig, war plötzlich ungastlich und unheilvoll geworden. Und in ein paar Stunden würde der Erzbischof herabkommen. Erregt öffnete Don Valentino ein wenig eine der Außentüren und schaute auf den Platz hinaus. Nichts. Auch draußen keine Spur von Gott, obwohl es Weihnachtsabend war. Aus tausend erleuchteten Fenstern drang das Echo von Gelächter, Gläsergeklirr, Musik und sogar von Verwünschungen. Nicht Glocken, nicht Gesang.

Don Valentino ging in die Nacht hinaus, er durchschritt die vom Lärm ausgelassener Festmahle erfüllten Straßen der Stadt. Doch kannte er die richtige Adresse. Als er das Haus betrat, setzte sich die befreundete Familie gerade zu Tisch. Alle schauten sich freundlich an, und um sie herum war ein wenig von Gott.

„Fröhliche Weihnachten, Reverendo“, sagte der Familienvater. „Dürfen wir Sie einladen?“

„Ich bin in Eile, Freunde“, erwiderte er. „Wegen meiner Unachtsamkeit hat Gott den Dom verlassen, und seine Exzellenz kommt in kurzer Zeit, um zu beten. Könnt Ihr mir nicht den Euren geben? Ihr habt ihn nicht so sehr nötig, da Ihr in Gesellschaft seid.“

„Mein lieber Don Valentino“, sagte der Vater. „Sie vergessen, möchte ich meinen, daß heute Heiligabend ist. Gerade heute sollten meine Kinder Gottes weniger bedürftig sein? Ich muß mich wundern, Don Valentino.“ Im gleichen Augenblick, in dem der Mann dies sagte, glitt Gott aus dem Zimmer. Das fröhliche Lächeln erlosch, und der gebratene Kapaun fühlte sich zwischen den Zähnen wie Sand an.

Von neuem weiter durch die Nacht, durch verlassene Straßen. Weit mußte Don Valentino gehen, bis er ihn schließlich wiedersah. Er war an den Toren der Stadt angelangt, und vor ihm dehnte sich im Dunkel das Land aus, ein wenig erhellt vom Schimmer des Schnees. Und über den Wiesen und den Reihen der Maulbeerbäume wogte Gott, wie wenn er ihn erwartete. Don Valentino fiel nieder auf die Knie.

„Aber was tun Sie da, Reverendo“, fragte ihn ein Bauer. „Wollen Sie sich in dieser Kälte eine Krankheit holen?“

„Sieh dorthin, mein Sohn, siehst Du nichts?“

Der Bauer schaute ohne Staunen. „Er gehört uns“, sagte er. „Jedesmal zu Weihnachten kommt er und segnet unsere Felder.“

„Hör zu“, sagte der Geistliche. „Könntest Du mir nicht ein wenig von ihm geben? In der Stadt sind wir ohne ihn geblieben, sogar die Kirchen sind leer. Gib mir ein wenig ab, damit wenigstens der Erzbischof ein angemessenes Weihnachten erleben kann.“

„Aber nicht einmal im Traum, mein lieber Reverendo! Wer weiß, was für ekelhafte Sünden Ihr in Eurer Stadt begangen habt. Eure Schuld. Seht zu, wie Ihr fertigwerdet.“

„Gewiß hat man gesündigt. Wer sündigt nicht? Aber Du kannst viele Seelen retten, mein Sohn, wenn Du ja sagst.“ „Ich habe gerade genug damit zu tun, die meine zu retten“, lachte der Bauer auf, und im gleichen Augenblick, in dem er dies sagte, erhob sich Gott von seinen Feldern und entschwand im Dunkel. Immer weiter noch ging er suchend. Gott schien sich immer rarer zu machen, und wer ein wenig von ihm besaß, wollte es nicht abtreten (aber sobald er nein sagte, verschwand gleichzeitig Gott und entfernte sich immer weiter).

Und nun war Don Valentino am Rande einer großen Heide angelangt, und im Hintergrund, gerade am Horizont, leuchtete Gott in sanftem Lichte, wie eine längliche Wolke. Der arme Geistliche warf sich auf die Knie nieder in den Schnee. „Warte auf mich, o Herr“, flehte er, „durch meine Schuld ist der Erzbischof allein geblieben, und heute Abend ist Weihnachten.“

Er hatte eiskalte Füße, machte sich im Nebel auf den Weg, versank bis zu den Knien, stürzte von Zeit zu Zeit langhingestreckt zu Boden. Wie lange noch würde er aushalten müssen?

Bis er einen feierlich getragenen Chorgesang hörte, Engelsstimmen, ein Lichtstrahl drang durch den Nebel. Er öffnete eine kleine Holztür und befand sich in einer gewaltig großen Kirche, in deren Mitte beim Schein weniger kleiner Lichter ein Geistlicher betete. Und die Kirche war voll des Paradieses.

„Bruder“, stöhnte Don Valentino, am Ende der Kräfte, vom Bart hingen ihm Eiszapfen herab, „hab Mitleid mit mir. Mein Erzbischof ist durch meine Schuld allein geblieben und hat Gott nötig. Gib mir ein wenig von ihm, ich bitte Dich.“

Langsam drehte sich der Betende um. Und Don Valentino, ihn erkennend, erblaßte noch mehr, wenn dies überhaupt möglich war.

„Frohe Weihnacht, Don Valentino!“ rief der Erzbischof ihm entgegentretend aus, ganz von Gott umgeben. „Verwünschter Junge, wo hast Du dich nur herumgetrieben? Darf man wissen, was Du bei diesem Hundewetter draußen zu suchen hattest?“

*